

Tellspiele in Altdorf

Autor(en): **Huggler, Hanns E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 33

PDF erstellt am: **26.09.2024**

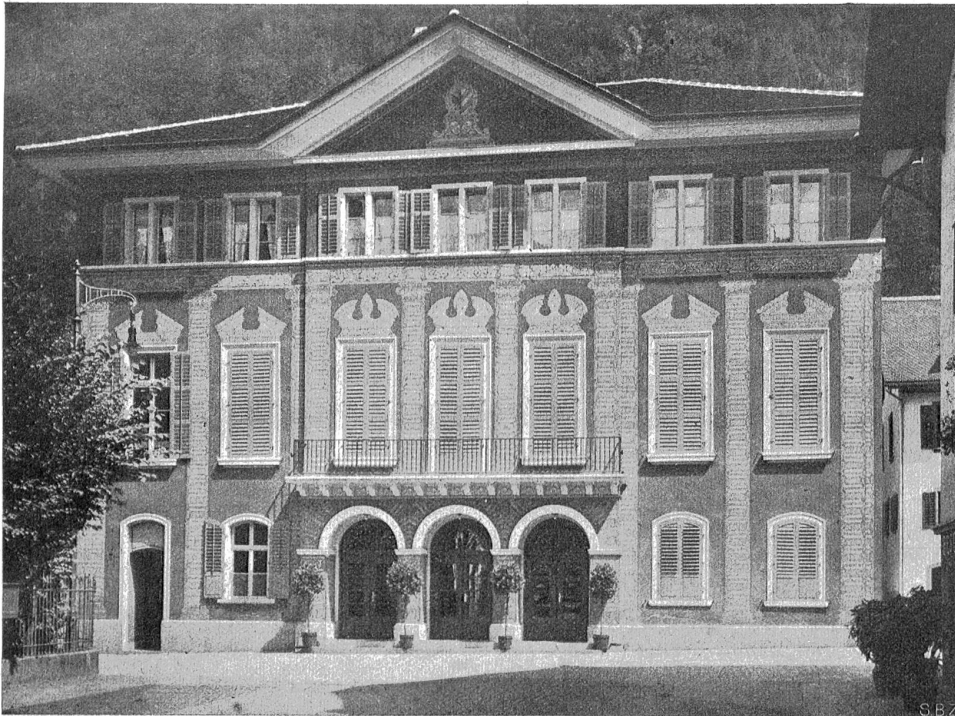
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643925>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das Tellspielhaus in Altdorf.

Tellspiele in Altdorf.

Irgendwo flammt plötzlich eine Begeisterung auf. Unter einfachen Landleuten, bei deren arbeitsreichen, harten Arbeit man es zuletzt vermutet hätte. Dreien Orten war es eine religiöse Begeisterung, die sich aber nicht in kindischem Getue oder ohnmächtiger Flennerei auswirkte, sondern in der Darstellung von Passionspielen. Am ältesten ist Oberammergau, dann folgten die Selzachser, die wir unsere solothurnischen Landesbrüder nennen dürfen, und in letzter Zeit Brixlegg im unteren Inntal. An allen diesen Orten werden die Leute durch eine heilige Hingabe getrieben, ihrem religiösen Trieb freie Bahn zu geben, sich ganz in göttlichen Dingen auszuleben und auch ihren Mitmenschen von den reichen Gaben mitzuteilen. Sicherlich, manches gequälte Herz hat dort schon Ruhe gefunden. Aber es gibt immer wieder Leute, die an diesen Spielen Anstoß nehmen. Es ist hier nicht der Ort, auf Gründe einzugehen. Immerhin, feindliche Stimmen sind da, nehmen zu und lassen sich nimmer totschweigen.

Am Ausgang der smaragdgrünen Seezunge, die tief in das Urgebirge hineinlekt, am Bergeshang auf dem langgestreckten, vom tosenden Wildwasser aufgeschwemmten Talboden, liegt der kleine Flecken Altdorf. Eine Handvoll Häuser, ein Turm, eine Kirche, am Bergeshang wieder eine Schar Häuslein. Drinnen leben harte Menschen, die ihr Brot in saurem Schweiß der Natur abtrocknen. Aus wettergebräunten Gesichtern blicken helle klare Augen, die schwieligen Hände er-

zählen von Gefahr und Arbeit. Es ist ein gesunder, urwüchsiger Schlag, die Urner, der noch unverdorben ist.

Ueber diese Leute ist auch eine Begeisterung gekommen. Nicht eine religiöse. Eine Freude über die Befreiungen unserer Vorfahren, die schon so früh unsere lieben Berge und anmutigen Täler von gierigen Herrscherhänden befreit haben. Diese Begeisterung ist übrigens nicht ohne äußere Begründung plötzlich aufgestiegen, wie an den oben genannten Orten, sondern ergibt sich aus dem glücklichen Umstand, daß Uri der Ausgangspunkt der Freiheitskämpfe und die Waldstätte die Keimzelle der ganzen Schweiz sind.

Mit Feuereifer ging man ans Werk. Die Leute griffen zu dem Werk des großen deutschen Dichters Friedrich Schiller, der auf die edelste und schönste Art das Hohelied der Freiheit gesungen hat: zum „Wilhelm Tell“. Sie saßen an Winterabenden zu-

sammen und lernten ihre Rollen. Aber nicht mühsam, wenn man überhaupt von lernen sprechen will. Schiller gab ihnen gleichsam nur das erlösende Wort für ihre Gefühle, die ihnen schon lange im Inneren brannten.

Und erst, wenn sie spielen. Es sind nicht mehr Schauspieler, die sich auf den Brettern bewegen und die betreffenden Personen nachzuahmen suchen. Nein, man glaubt wirklich, den Teufel in Menschengestalt vor sich zu sehen, wenn Gekler mit fürchterlicher, wutverzerrter Grimasse den Schuß verlangt. Der Schmerz Arnold von Melchthals um das geraubte Augenlicht seines Vaters ist echt, ein wahrer Schmerz, der sich jäh in heiße, leidenschaftliche Rache verwandelt. Der Tell ist der Mann der Tat, der handelt und wenig spricht.



Das Tellspielhaus in Altdorf. — Saal, Blick gegen die Bühne.

Das sind einige Beispiele der besten Leistungen, die man leicht vervielfachen könnte. Lebten wir in einem despotischen Lande, so könnte dieses Stück sehr wohl von der Zensur beschnitten werden. Bei dem Tumult der Apfelschusszene beteiligte sich sogar das Publikum durch lautes Klatschen an der Empörung gegen den Landvogt!

Ganz im Anfang führte man den Tell im Freien auf. Ohne Zweifel hatte dies einzige Reize, war aber auch vielen Nachteilen unterworfen. Witterungsunbill, schlechtes Hören für weiter Entfernte — die Urner haben zwar gute Sprachorgane — u. a. m. Man zügelte ins Gemeindehaus, das bald mit seinen engen Verhältnissen auch nicht mehr genügte. So bildete sich eine Tellspielgemeinde, der wir nun das neue Festspielhaus zu verdanken haben, das 1925 von den Architekten Kaiser & Bracher erbaut wurde.

Mit seiner dunkel-ziegelroten Farbe hebt es sich malerisch von seiner grauen Häuserumgebung ab. Die hohe, mit Sgraffito-Ornamenten geschmückte Front begrüßt schon von weitem den Reisenden. Unter dem Dach flammen die Blumenzierden der Hausverwalterwohnung. Der Hochparterre ist ein geräumiger wenn nicht allzu hoher Raum, in dem sich Kasse, Bureau und Garderobe befinden. Von hier aus führen beidseitig je zwei breite Granittreppen unmittelbar hinauf zum Zuschauerraum. Das Treppenhaus ist mit Wandresken geschmückt, die eigentlich das einzig wirklich moderne in diesem Hause sind. Merkwürdigerweise fallen sie aber keineswegs aus dem Rahmen. Dargestellt sind Episoden aus dem Schauspiel.

Sanft steigt der Boden des Zuschauerraums nach hinten an, auf dem in gerader Ordnung in ungefähr 42 Sitzreihen



Tellspiele in Altdorf.

Szenenbild aus dem IV. Aufzug, 2. Szene: Cell erzählt dem Sifcher und dem Sifcherknaben seine Rettung aus Gefäblers Schiff.

Wohlthuendes Licht für die Augen spenden einerseits seitlich senkrecht befestigte wie Fackeln aussehende Leuchter mit Ma-basteraufsatz, andererseits an der Decke schwebende Hängelampen. Galerien sind keine vorhanden. Für kleine Anlässe kann der Saal in der Mitte mit einer Schiebewand durchgezogen werden, so daß die Urner auch für lokale Veranstaltungen passende Räume besitzen.

Wie wir es in unserer modernen Zeit nicht mehr anders gewohnt sind, ist auch ein versteckter Orchesterraum vorhanden, der die Verbindung zwischen Bühne und Zuschauerraum darstellt. In ihm spielt bei jeder Aufführung der Orchesterverein unter der Leitung von Direktor Herr Stödler die eigens für den Tell komponierte Musik von Musikdirektor Gilbert zu Stans. Sie klingt recht hübsch und erfüllt ihre Pflicht als Stimmungsmacherin ganz bestimmt.

Die Bühne selbst, nicht übermäßig groß, weist alle neuzeitlichen Errungenschaften auf. Besondere Sorgfalt ist der Beleuchtung zugewandt worden, die allein Fr. 60,000 gekostet hat. Sie wird von einem Mann allein bedient, der in seinem Platz neben dem Souffleur die ganze Bühne überblicken kann. Dieser Beleuchtungsmeister verdient wohl neben den „Schauspielern“ mit genannt zu werden. Ihm verdanken die Besucher nämlich einen Mondscheinregenbogen, einen Sonnenaufgang, stürmende Gewitterwolken, sinkende Abendsonne von einer unvergleichlichen Pracht und Naturgetreue.

Diesen Beleuchtungseffekten stellt sich die Bühnendekoration von dem Zürcher Theatermaler Albert Isler würdig zur Seite, der die wundervolle Umgebung Altdorfs auf die Leinwand gebannt und in das Haus verlegt hat, wie es keiner besser gekonnt hätte.

Natürlich sind auch die nötigen Räume für die Mitwirkenden vorhanden, deren es gegen 200 sein mögen.

Für die vier Pferde, die in der Apfelschusszene zusammen auf die Bühne kommen, hat man extra eine breite Rampe an der Rückseite des Gebäudes gebaut.

Es braucht keine prophetische Befähigung, um den Altdorfern eine schöne, gesegnete Zukunft voraussagen zu können. In seiner jetzigen Art stehen die Tellaufführungen sicherlich einzig da und werden nicht so leicht wieder verschwinden.



Dorfplatz in Altdorf mit Telldenkmäl.

1000 Plätze untergebracht sind. Die Wände sind durch sehr geschmackvolle Ornamente in Rot, Gold und Grau geziert.

Die Zeit ist so eingestellt, daß man beinahe aus jedem Gebiet der Schweiz an einem Tag hin und wieder zurück gelangen kann. Spieltage sind alle Sonntage bis und mit 10. September, dazu noch der Samstag vom 13. August.
Hanns E. Suggler.

Werner von der Schulenburg: Der junge Burckhardt.

Wer, vielfach gebrannt, vorsichtiger in der Auswahl seiner Lektüre geworden ist, greift nicht mehr zu jedem Roman, der gerade in den Salons und den Zeitungen Trumpf ist; aber immer wieder kehrt er zu den Schriftstellern zurück, die ihm einmal im Leben starke Förderung und Klärung geboten.

Es ist lange her, als ich durch die Lektüre Nießches auf Jacob Burckhardt aufmerksam wurde. Ich war damals grüner Polytechniker in Zürich, und es machte mir einen starken Eindruck, als ich in der Polytechnikumsbibliothek die Kultur der Renaissance verlangte, ich das offenbar nicht sehr gelesene Exemplar zum größten Teil aufschneiden mußte. Burckhardt gehört auch heute noch zu den mehr besprochenen als gelesenen Schriftstellern, und das ist schade, denn er gehört zu den wenigen weisichtigen Universalmenschen, die das verspezialisierte 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, und von denen alles, aber auch schlechthin alles lesbar ist und zwar wiederholt lesbar. Bei seinem innern Reichtum, seiner Fähigkeit geistigen Erratens, seiner Gerechtigkeit, seiner Wissensfülle weiß man nie, ob man nicht immer von neuem ungeahnte Entdeckungen macht. So dürfen neue Publikationen über Burckhardt mit Recht auf unser Interesse Anspruch machen. Auch der vorliegende Band von Werner von der Schulenburg, der Jacob Burckhardts Jugend bis zur Zeit seiner ersten größern Publikationen beleuchtet, bietet eine Fülle von Wesentlichem.

Burckhardt träumte früh vom Dichterruhm, rang sich aber immer dezidiert zur Erkenntnis durch, daß Kulturgeschichte sein eigenstes Gebiet sei. So wurde er ein Gelehrter mit stark künstlerischem Einschlag, und wurde es sein Schicksal, eine ungeheure Gelehrsamkeit durchsichtig, klar, anschaulich, kurz, künstlerisch zu gestalten.

Früh reifen Erkenntnisse in ihm, die er sein Leben lang festhält, so z. B., daß die Kultur nichts national Gebundenes sei, sondern daß das Abendland eine gemeinsame Kultur einheit darstelle; so auch in dem Vorrangskonflikt zwischen Inhalt und Form in den Künsten die Überzeugung der Bedeutung von beiden. („Der Gegenstand ist keine beliebige Hülle für bloße künstlerische Gedanken.“) Auch fragte er sich zuweilen, was man an künstlerischen Gestalten hätte, wenn sie lebendig würden. Zwiespalt zwischen Inhalt und Darstellung entsittliche die Kunst. Das gehört nämlich zum Charakteristischen und macht einen Teil der Größe Burckhardts aus, daß er, dem die schöpferische Freiheit des Individuums über alles ging, doch an der entscheidenden Bedeutung des Ethos jederzeit festhielt. Es muß eine erschütternde Erkenntnis für ihn gewesen sein, als er es als seine spezielle Aufgabe empfinden lernte, die hohen geistigen Werte der europäischen Kultur durch diese „Zeit der Räder“ hindurch zu retten und die Kontinuität der Ueberlieferung zu wahren. „Untergehen können wir alle, ich aber will wenigstens das Interesse aussuchen, für welches ich untergehen soll, nämlich die Bildung Mitteleuropas.“

Freilich war bei all dem Burckhardt schon merkwürdig früh ein vorsichtiger Basler, der wohl Freude an allem Schönen hatte, auch wenn es sich in unruhigen Geistern zeigte; der aber, sobald die Unruhe akut wurde, wie bei Gottfried Kinkel oder wie bei den Freischarenzügen, sich voller Mißbehagen abwendete. Wie ganz anders war da das Jugendverhalten vollschöpferischer Künstler wie Gottfried Keller, Richard Wagner, Gottfried Semper! Auch Nießche

gegenüber blieb er trotz vielfacher Bewunderung in einer mehr ablehnenden, unbehaglichen Verwunderung stehen, ohne den Schlüssen des einstigen Fakultätsgenossen irgendwie gegenüberzutreten.

Kurz, auch in dieser reichen Natur zeigen sich Grenzen, die wohl mit die innere Tragik dieses seltenen Menschen bedingten.

Ursprünglich eine stark gefellig veranlagte Natur, die nach Liebe und Freundschaft verlangte, vereinsamte er immer mehr und mußte sich mit dem subtilen, aber etwas dünnen Glück des Erkenntnismenschen zufriedengeben.

U. W. Züricher.

Fernweh.

Von Walter Schweizer.

Das ist eine Eigenschaft, ein Zustand, eine Krankheit, wenn man will, die, wie das Heufieber oder die bekannte Müdigkeit während der Fliederblüte, jeden phantasiereichen Menschen befällt, wenn der Sommer Einkehr halten will. Und vielen liegt die Wandersehnsucht einfach im Blute, für die kein Dichter einen glücklicheren Ausdruck fand als Eichendorff. Man reist heute unpoetischer als zu Eichendorffs Zeiten. Die Postkutsche ist eine historische Erinnerung geworden. Aber das Fernweh kann den ihm Verfallenen auf einem dampferfüllten, lärmdurchbrausten Bahnhof ebenso packen wie auf stiller Dorfstraße, durch deren Frieden der Postillon fährt. Ja, uns moderne Kulturmenschen vermag sogar das Kursbuch anzuregen. Wer über die Zauberkräft der Illusion verfügt und schon einmal im Leben Gelegenheit hatte, seine Reiselust uneingeschränkt zu betätigen, dem ist diese Zusammenstellung der Fahrpläne kein Pflichtwerk mehr. Dem grünt und blüht es auf allen Seiten, und mit dem Namen der Ortschaften steigen liebliche Idyllen auf mit weißen Häusern und duftigen Gärten, eingebettet in grüne Wälder, die ihr schönstes Kleid angezogen haben. Das Nadelaroma und die reine Höhenluft meint er einzuatmen im geschlossenen Zimmer seines Heims und das Brausen des Meeres, wenn der Sturm es aufwühlt, übertönt dem Ohr das einförmige Geräusch des Stadtrubels. Eine solche verwirrende Fülle von lockenden Schönheiten tut sich in einem Kursbuch auf, daß ein Menschenleben kaum ausreicht, um das alles aufzunehmen.

Das Fernweh ist eine Stimmungssache. Wie ja das Heimweh auch. Das Heimweh stellt sich auch bei Naturen ein, die es draußen tausendmal besser trafen als in den dürftigen Verhältnissen, wo ihre Wiege stand. Auch das Fernweh fragt nichts darnach, ob die Fremde, das Weite Unbequemlichkeiten und Gefahren birgt, verblaßt auch nicht, nachdem man einmal tüchtig herauskam und die erste Neugierde auf die unbekannte Weite gründlich befriedigte. Aus dem vollkommenen Glück des heimischen Friedens reißt es schmerzhaft heraus.

Fernweh — — Ein weißes Wölkchen, das über den Horizont zieht, und auf dem eine besonders feine Beleuchtung liegt, kann es wecken — ein Schwalbenzug, der durch die Lüfte schwirrt, der Schrei eines Vogels, der vom Süden kam, oder der weiche, sehnsuchtsvolle Sang der Drossel am Abend oder süßen Sommermorgen. Einer der gefährlichsten Anlässe ist jener wundervolle blaue Duft über den Dingen der Ferne, über Wäldern und Bergen, die die Perspektive eines Rundblickes abschließen. Wer unter den verschiedenen Tönungen der Farbe dieses eigentümliche Nebelblau benennen wollte, müßte ihm den Namen „Sehnsuchtsblau“ verleihen.

Doch der Bazillus des Fernwehs droht den Stadtbewohner auch von der Berührung mit prosaischen Dingen. Ganz bedenklich für den Fernwehkranken sind die künstlerischen, wirkungsvollen Reklameplakate in den Wartehallen der Bahnhöfe. Sie peinigen mit klangvollen Namen erlebter Naturszenerien und prächtigen Bildern bunter Fluren und lockender Berge, verschneiten Gräten und lieblicher Seen-